

Fa(h)r away – auf dem Landweg nach Indien

FA(H)R AWAY

Auf dem Landweg nach Indien

Hubert Luible

**traveldiary.de Reiseliteratur-Verlag
Hamburg**



© 2005 traveldiary.de Reiseliteratur-Verlag
Jens Freyler, Hamburg
www.traveldiary.de

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Fotos: Daniel Wachter, Rammi Dülger, Hubert Luible
Umschlaggestaltung & Layout: Patrick Weiß, virtuell-Medien
www.virtuell-medien.de

Lektoren: Veronika Luible, Irmgard Schlembach
Kontakt zum Autor: fahraway@lycos.de

ISBN 3-937274-24-3

Der Inhalt wurde sorgfältig recherchiert, ist jedoch teilweise der Subjektivität unterworfen und bleibt ohne Gewähr für Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität.

Nachdruck, auch auszugsweise nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages. Bei Interesse an Zusatzinformationen, Lesungen o.ä. nehmen Sie gerne Kontakt zu uns auf.

*Dieses Buch ist meinen Freunden und Reisepartnern
Rammi Dülger und Daniel Wachter gewidmet.
Ohne die beiden verrückten Kerle wäre diese
Reise niemals möglich gewesen.*

Tag 1

05. Februar

„Die Motoren laufen doch gut, oder?“ „Ja, schon, aber die Frage ist, wie lange!“ Daniel grinst mich schelmisch an und schließt mit Wucht den Kofferraumdeckel. Wir stehen in seiner Garage, es ist alles eingeladen: Nahrungsmittel für eine ganze Armee, jede Menge Kanister, Ersatzteile, Werkzeug, Decken, Klamotten, Reifen, Lampen, ein paar Autoradios zum Verscherbeln, allerlei Elektronikram, der Reiseführer für Iran, Landkarten für sechs Länder, Getränke und viele andere Utensilien, die wir während der vor uns liegenden 11.000 Kilometer so brauchen könnten. Vor uns stehen zwei BMW 735i, schöne, große Autos. Man sieht ihnen nicht an, dass jedes Fahrzeug nur 750 Euro gekostet hat. Das Reisebudget ist schmal, unsere Ausrüstung ist alles andere als professionell. „Hoffentlich fahren diese Luxus Schlitten auch ihrem Aussehen und nicht dem Preis entsprechend!“ scherzt Rammi und erntet für diese Bemerkung ein schiefes Lächeln von Daniel und mir.

Wir steigen gerne in diese Wagen, die allen Schnickschnack besitzen, den die Welt eigentlich nicht braucht – obwohl die Sitzheizung sehr willkommen ist, da es ja in den Bergen Anatoliens und im iranischen Alborzgebirge um diese Jahreszeit verdammt kalt werden könnte. Endlich geht es los. Als ich das Hofitor in Augsburg schließe und die Motoren beider Autos hinter mir höre, kommt so richtig Freude auf. Mir wird ganz warm, das Herz klopft vor Aufregung, nun geht es endlich ab ins Ungewisse. Nichts kann uns jetzt mehr aufhalten.

Die Idee entstand schon während der ersten Tour durch die Sahara mit Daniel, damals nach dem Grundwehrdienst, aber doch eher als „Wenn-ich-mal-groß-bin-dann-vielleicht-Möglichkeit“. Letzten Sommer dann der Entschluss, es jetzt endlich wahr zu machen: mit dem Auto nach Indien. Flüchtig sprach ich Rammi darauf an, ob er auf so etwas Lust habe, ob er wieder mit mir Urlaub machen wolle. Wir zogen schon vor ein paar Jahren gemeinsam nach Asien und Neuseeland los, ein halbes Jahr verbrachten wir dort. Und das ging gut, wir hatten eine sagenhafte Zeit. Wenn also jemand in Frage kam für eine Reise wie diese, dann auf jeden Fall er. Bevor ich mir selbst die Sache ernsthaft überlegt hatte, kam schon das „ok“ von seinem Arbeitgeber und von einer Person, die auch ein Vetorecht bei solchen Entscheidungen besaß: seine Freundin. Daniel mit seiner umfassenden Reiseerfahrung – er fuhr vor einiger Zeit mit einem alten Geländewagen von Augsburg bis nach Kapstadt – war dabei, da brauchte man gar nicht lange zu fragen, nie hätte er sich so etwas entgehen lassen. Als Kraftfahrzeugmeister stand sein Part der Vorbereitung schon fest: die Autos.

Zwei Fahrzeuge sollten es auf alle Fälle sein, auf ein einziges Auto in dieser Preiskategorie sollten wir uns nicht verlassen. Also brauchten wir vier Leute. Andi, der vor zwei Jahren mit Daniel und mir durch die Sahara fuhr, wurde von uns regelrecht überfallen mit der Idee, nach Indien zu gondeln. Er war gerade auf einer Party, als ich ihn anrief und ihm eröffnete, ihn als Reisemitglied schon fest eingeplant zu haben. Auch er fackelte nicht lange und sagte, das Weinglas in der einen und das Handy in der anderen Hand, noch auf der Party spontan zu. Im August 2002, also fünf Monate vor unserer geplanten Abfahrt, war die Lage im Nahen Osten schließlich noch einigermaßen friedlich, und wer konnte da schon mit den Amerikanern rechnen, die dann später tatsächlich ernst machen und im Irak einmarschieren würden? Den Zeitpunkt, zu dem der Angriff erfolgen sollte, konnte niemand voraussagen. Von August an spitzte sich die Lage mehr und mehr zu, und ab Oktober gab es schließlich wöchentlich Prognosen, dass der Krieg nächste Woche wohl losginge, bis dann die nächste Woche kam und somit auch wiederum die nächste Prognose für die kommende Woche erschien.

Wir waren anfangs sehr verunsichert, beobachteten die Medien und diskutierten immer wieder bei Treffen, am Telefon, per E-Mail oder SMS, ob wir jetzt fahren oder die Sache doch lieber abblasen sollten. Die Lage war kompliziert. Auch je nachdem, welches Medium man zu Rate zog – die Prognosen waren teilweise grundverschieden. Frankreich mit seinem Vetorecht im Sicherheitsrat war gegen einen Eingriff, die UNO also nicht dabei. George W. Bush erklärte, die USA würde im Notfall auch alleine einmarschieren. Die Waffeninspektoren um Hans Blix fanden keine Massenvernichtungswaffen, warfen aber Saddam Hussein mangelnde Mitarbeit vor, was nach Auslegung von Bush wiederum gegen die Resolution 1441 verstieß und einen Angriff rechtfertigte. 320.000 amerikanische und britische Soldaten warteten schon ab Januar 2003 auf den Marschbefehl, doch kurz davor lenkte Saddam Hussein ein und gelobte den unabhängigen Waffeninspektoren bessere Kooperation.

Zwischenzeitlich zog Pakistan seine Botschafter aus Indien ab und die Diplomaten aus Indien verließen postwendend Pakistan: Die Kashmirkrise schien wieder brenzliger zu werden. Auch die politischen Ereignisse in dieser Region waren sehr wichtig für uns, denn Pakistan mussten und wollten wir auf jeden Fall durchqueren. Die Situation verschärfte sich durch einen Anschlag auf Katholiken in der Nähe der südpakistanischen Millionenmetropole Karachi zwei Monate vor unserer geplanten Abfahrt, der antichristlichen Fanatikern die Möglichkeit gab, auf deutschen Bildschirmen ihre Einstellung gegenüber der westlichen Welt zu präsentieren. Die Türkei lenkte unterdessen kurzfristig ein und ließ, im Gegensatz zu ihrem bisherigen Kurs, amerikanische Stützpunkte auf ihrem Boden errichten. Somit war strategisch alles vorbereitet für die

Operation „Iraqi freedom“, wie sie Bush nannte. Keiner wusste, ob und vor allem wann es losgehen sollte.

Ein heillooses Durcheinander also, Prognosen am Stammtisch waren genauso zuverlässig und wertvoll wie die Einschätzungen von Fachleuten, die täglich durch sämtliche Medien wanderten. Sie halfen uns nicht weiter. Rammi und Daniel entschieden schon Mitte Januar: Sie fahren auf jeden Fall, egal wie sich die Lage im Nahen Osten entwickeln würde. Meine Familie und auch viele Freunde waren natürlich anderer Meinung, und so zog sich meine und Andis Entscheidung bis zwei Tage vor Abfahrt hin. Ich entschied mich zu fahren. Andi blieb zu Hause. Wir waren also zu dritt.

Es schneit dicke Flocken, umso größer ist die Freude auf das sonnige Indien. Nachdem wir gestern die halbe Nacht die Autos bepackt, die vor drei Tagen noch schnell gekauften Winterreifen montiert und das Iran-Handbuch beim Buchhändler abgeholt hatten, verbrachten wir die letzten Stunden in Deutschland gemütlich bei Daniel auf der Couch. Es sollte für längere Zeit die letzte Nacht sein, in der wir *nicht* auf Autositzen schlafen würden.

Bevor wir jedoch die Autobahn ansteuern können, gibt es noch ein paar Kleinigkeiten zu erledigen. Eines der Autoradios funktioniert nicht, wir benötigen noch den Code dafür. Im Baumarkt muss noch Werkzeug für die Autos gekauft werden – auch wenn wir nicht hoffen, dass wir es brauchen werden, ist uns klar, dass ein Satz Schraubenschlüssel und anderes Reparaturmaterial während der Reise wichtige Begleiter sein werden.

Nachdem wir vor Daniels Haus das Startfoto von uns und den zwei Fahrzeugen geschossen haben, ziehen wir von Autohaus zu Supermarkt, von Kaufhaus zu Fachhandel. Als wir endlich die Autobahneinfahrt in Richtung Indien befahren, fallen Daniel plötzlich noch mindestens fünf Dinge ein, die er zu Hause vergessen hat, also verlassen wir die Autobahn bei der nächsten Ausfahrt und fahren zurück. Bei der Ankunft stellen wir verwundert fest, dass seine Kamera samt Stativ noch auf dem Bürgersteig vor seinem Haus steht – wir hätten sie vielleicht doch nach unseren Abschiedsfotos wieder einpacken sollen. Verdammte Schlamperei darf so nicht weitergehen! Was für ein Wunder, dass die teure Spiegelreflexkamera noch da steht! Das Glück ist uns hold, hoffentlich auch in den nächsten fünf Wochen.

Gegen drei Uhr nachmittags ist es dann endlich so weit, der große Moment ist da – wir befahren die Autobahn A8 in Richtung Asien, das Kribbeln im Brustraum und an den Fußsohlen wird spürbar stärker, wir fühlen es genau: Jetzt kann uns nichts und niemand mehr stoppen. Zumindest fast niemand – denn kaum liegen die ersten hundert Kilometer hinter uns, werden wir von einer deutschen

Polizeistreife aufgehalten. Den Polizisten sind wohl unsere ausgelassene Stimmung und unsere voll bepackten Fahrzeuge an einer Tankstelle in Bad Reichenhall aufgefallen. Die zwei Gesetzeshüter halten die Autos nicht für die unseren, also steht erst einmal eine intensive Personen-, Fahrzeug- und Drogenkontrolle auf dem Programm. Die Papiere stimmen überein, nach einem fast schon zärtlichen Griff eines Polizeibeamten in meine Hosentasche während der Drogensuche und einer oberflächlichen Fahrzeugdurchsuchung wird auch klar, dass wir keine verbotenen Rauschmittel an Bord haben. Doch als wir erzählen, wohin die Reise geht, schauen uns die zwei Kollegen mit großen Augen an: „Indien? Mit diesen Autos? Indien? Seid ihr da ganz sicher?“ Wir nicken alle drei wortlos wie auf Kommando. „Na dann, viel Glück!“

Die Stimmung wird dadurch schlagartig besser. Die Gepäckdurchsuchung, die noch ansteht, fällt somit aus, statt Strafzettel gibt es Schulterklopfen von den beiden Polizisten, die jetzt plötzlich richtig nett sind. Um sicher zu gehen, dass unsere Fahrzeuge auch wirklich das Land verlassen, geben uns die beiden noch Geleitschutz bis an die Grenze zu Österreich.

Es hat mittlerweile aufgehört zu schneien, die Wintersonne lässt die verschneiten Berge und Wiesen in einem fast schon romantischen Licht erstrahlen. Leise Musik dröhnt aus den Lautsprechern, Daniel hat extra für die Reise fünf Musikkassetten aufgenommen, ich habe meine leider vergessen. So tuckern wir in mäßigem Tempo dahin und peilen Slowenien an. Die leise Vorahnung beschleicht mich, dass wir die Songs dieser fünf Kassetten bald auswendig können werden.

Es ist schon ziemlich finster, als wir die Grenze passieren. Die slowenischen Grenzbeamten sind freundlich, die Formalitäten sind in weniger als einer Stunde erledigt. Daniel vermutet, dass dies der einfachste Grenzübergang auf der gesamten Reise sein könnte. Da kaum Schnee auf den Straßen liegt, beschließen wir, heute noch bis zur Hauptstadt Lubljana zu fahren und dort zu übernachten.

Wir sind alle drei überrascht, wie modern und stilvoll alles aussieht, Lubljana scheint ein wunderbarer Ort zu sein. Kneipen gibt es in rauen Mengen und das Bier überzeugt sowohl vom Geschmack als auch vom Preis. Die erste Nacht in den Autos, auf einem Parkplatz mitten in der Innenstadt, hat schon etwas Aufregendes. Alleine im Auto liegend beginne ich mein Reisetagebuch, das mich auf den kommenden 11.000 Kilometern begleiten soll. Als ich den Stift weg lege, kann ich dick eingemummt im Schlafsack lange nicht einschlafen – aus Freude auf die nächsten Wochen.

Tag 2

06. Februar

Die Sonne scheint durch die Windschutzscheibe und während ich noch die angenehme Temperatur im Auto genieße und vor mich hindöse, rüttelt mich plötzlich ein kräftiger Ruck wach. Selten kam mein Kreislauf so plötzlich in die Gänge. Beim Blick in den Rückspiegel sehe ich meine zwei sich schlapp lachenden Reisekollegen – sie sitzen schon abfahrtbereit hinter mir im Wagen, nachdem sie kräftig gegen meine Stoßstange gefahren sind. Sehr lustig.

Wir schleichen mit noch teilweise zugefrorenen und angelaufenen Scheiben durch die Innenstadt von Lubljana. Der Eindruck vom Vorabend bestätigt sich, diese Stadt ist zum Verlieben schön. Die Stimmung könnte besser nicht sein: Sonnenschein, jede Menge Leute auf den Straßen. Kurios präsentieren sich die Schneeberge am Straßenrand, die nur durch die hervorstehenden Seitenspiegel als Autos identifizierbar sind. Mein Fahrzeug zeigt an diesem ersten Morgen schon sein erstes kleines Wehwehchen – ein Nagel steckt im rechten Hinterrad. Wir tuckern langsam mit dem fast schon platten Reifen zur nächsten Tankstelle. Ein schneller Reifenwechsel, kurzer Autocheck, dann endlich Frühstück. Unsere drei Kartons Aldi-Milch sind eisgekühlt im Kofferraum. Fünf Wochen lang wird es nun das gleiche vitaminreiche Müsli zum Frühstück geben, an den Faktor „Abwechslung“ hat beim Einkaufen leider keiner gedacht.

Die Fahrt durch das verschneite Slowenien bereitet ausgesprochen gute Laune. Die Straßen sind fast perfekt geräumt, der Verkehr fließt akzeptabel und überhaupt könnte man meinen, dass man immer noch durch deutsche Alpenlandschaften fährt. So vergeht der Vormittag problemlos, ohne Zwischenfälle erreichen wir die Grenze zu Kroatien.

Die Kroaten empfangen uns schon mit einem freundlichen Winken, viel scheint zurzeit an der Grenzstation nicht los zu sein. Die Leute sind redefreudig, auch wenn wir kaum etwas verstehen. Als alles geregelt ist, sämtliche Stempel in den Pässen, Unterschriften auf den Zollpapieren, den so genannten „Carnets de passage“, unsere Fahrzeugbriefe gecheckt und die Glückwünsche für die Reise ausgesprochen sind, wird noch einmal freundlich gelächelt und ab geht die Post. Man kann den Weg kaum verfehlen – die Straße führt immer geradeaus auf den gut ausgebauten Autobahnen in Richtung Zagreb. Diese Stadt wollen wir uns auf jeden Fall anschauen, vielleicht original kroatische Bohnensuppe essen und ein bisschen einkaufen gehen, doch die Beschilderung am Autobahnkreuz ist ein wenig verwirrend. Dass die Hauptstadt Zagreb nur eine Ausfahrt besitzt, verwundert uns ebenfalls. Vielleicht sind wir einfach blind? Das bestätigt sich auch gleich fünfzig Kilometer nach dieser besagten Ausfahrt, die Hauptstadt ist

jetzt schon weit hinter uns – anstatt der kroatischen Bohnensuppe in Zagreb gibt es jetzt eben deutsche Aldi-Salami auf Tüten-Vollkornbrot am nächsten Rastplatz. Von Kroatien konnten wir nicht viel sehen, die Autobahnen führen als endlose Geraden durchs Land. Alle zehn Minuten überholen wir ein einsames Auto und egal wohin man blickt, erinnert die Landschaft wohl eher an die russische Taiga als an ein beliebtes Urlaubsland.

Noch knapp 550 Kilometer bis Serbien. Nachdem Rammi uns bei jedem Stopp an Rastplätzen mal mehr und mal weniger leicht auffährt, sind wir es langsam gewohnt, kurz nach dem Stillstand durch einen kräftigen Ruck von hinten noch einmal einen halben Meter nach vorne geschoben zu werden. Die fast verlassene Autobahn verleitet zum Rasen und so fahren wir bei Sonnenschein in hoher Geschwindigkeit Richtung Serbien. Dort allerdings sollte der Spaß dann erst einmal vorbei sein.

Fünzig Kilometer vor der Grenze haben sich dicke Wolken vor die Sonne geschoben, es schneit große Flocken und die kroatischen Grenzbeamten warnen uns schon bei der Ausreise vor den Serben: Abzocke und Polizeistrafen für kleine Delikte seien uns gewiss. Wir waren bei der Reisevorbereitung schon etwas schlecht auf die serbische Bürokratie zu sprechen – hat das Durchreisevisum doch 35 Euro pro Nase gekostet, mehr als ein Halbjahresvisum für Indien. Bei der Einreise werden wir schon sehr verhalten empfangen. Ich frage mich, ob der Grenzbeamte, der die Pässe sichtbar gelangweilt und in Zeitlupentempo in Empfang nimmt, taubstumm ist oder von Haus aus einfach seine Lippen nicht gern bewegt. Seinem Zeigefinger nach sollen wir ein paar Meter weiter unsere Autos abstellen und warten. Aha. Wird gemacht, Chef! Auf Gestikulieren des Beamten entfernen wir uns von seiner kleinen Hütte. Wir stehen im Freien, es schneit und stürmt, und wir überlegen zum zwölften Mal, ob wir auch wirklich alle Vorgaben erfüllen. „Sind die Pässe alle mit Visa beklebt?“ fragt Rammi. „Ja“, antworten Daniel und ich im Chor. „Haben wir alle Fahrzeugbriefe, Fahrzeugpapiere, die Carnets de passage abgegeben?“ „Auch ja“, ist die Antwort. „Ist die Profiltiefe ausreichend, haben wir die Geschwindigkeiten eingehalten?“ öffnet Rammi einen strengen Grenzbeamten nach. „Aber sicher, alles bestens“, beruhigen wir ihn und nicken andächtig. „Habt ihr die Maschinengewehre, Handgranaten, den Panzer und alle Drogen gut versteckt?“ scherzt er weiter. „Aber sicher, wir haben sogar extra die Zähne geputzt – jetzt kann wirklich nichts mehr schief gehen.“ „Na dann ist ja alles gut.“

Frierend stehen wir in Reih und Glied neben unseren Fahrzeugen und sind beruhigt. Doch der Grenzbeamte gibt uns ein Handzeichen, wir sollen herkommen, es gäbe ein Problem. Unsere grüne Auslandsversicherungskarte für die Fahrzeuge sei nicht mit der Abkürzung „YU“ versehen, also müsse eine eigene Versicherung abgeschlossen werden. Da man dafür nicht in die nächste

Stadt fahren darf, gibt es nur eine Möglichkeit – die Versicherung muss hier an der Grenzstation gekauft werden. Die gute Nachricht: Es gibt mehrere Versicherungsvertretungen an der Grenze, da kann man die Preise vergleichen. Die schlechte Nachricht: Es gibt nur einen einzigen Preis und der liegt bei 80 US-Dollar – pro Auto! Wir versuchen zu handeln, doch ein anscheinend erfahrener Lastwagenfahrer aus Italien klärt uns kurz und bündig auf: „Nix zahlen 80 Dollar, nix fahren in die Serbia.“ Bei solch konkreten Aussagen bleiben keine Zweifel. Zähneknirschend bezahlen wir. Nachdem wir das Lehrgeld auf den Tisch gelegt haben für eine Versicherung, die, wie ich im Nachhinein gehört habe, im Schadensfall sowieso nur mit großen Schwierigkeiten zahlt, geht es mit grimmigen Gesichtern zu einem Grenzbeamten, der genauso taubstumm zu sein scheint wie der andere. Kostet dort etwa Reden auch Geld? Ich würde es sofort glauben.

Der umfangreichste Satz, den ich bis jetzt von ihm vernommen habe, lautet: „Come with me“. Wir trotten ihm nach. Gäbe es eine Meisterschaft im Langsamlaufen, er wäre der klare Favorit. Er will unser Gepäck sehen. Und das ganz genau. Es schneit heftig, auch der Ablagetisch an der Grenze ist dick mit Schnee bedeckt. Wir räumen trotzdem sämtliche Gegenstände samt Kissen, Decken und Daunenschlafsäcke aus, legen sie auf den nassen Tisch und schauen machtlos zu, wie sie in kürzester Zeit schneebedeckt sind. Der gesprächige Grenzer murmelt nur ab und zu etwas Unverständliches und steuert mit seinem Zeigefinger die ganze Aktion. Wir, drei Kasper mit Schneemützen, räumen also die Autos nacheinander aus und versuchen, locker zu bleiben. Unser serbischer Freund steht nur vor dem Kofferraum und mich beschleicht der Gedanke, dass er wohl zu viele FBI-Fahndungsfilme gesehen haben muss. Nachdem die Tortur endlich vorbei ist und er offensichtlich nichts gefunden hat, was für eine spektakuläre Verhaftung von uns gefährlichen Gangstern reichen würde, räumen wir unsere Fahrzeuge wieder ein, bringen die Decken und Kissen schon mal in Trocknungsposition und warten unterbewusst schon auf die nächste malträtierte Anweisung dieses Beamten. Nach knapp zwei Stunden zieht er – wenn auch in Zeitlupengeschwindigkeit – endlich unsere Pässe aus seiner Brusttasche. Er zelebriert die Übergabe unserer Papiere regelrecht als Ritual, als würden wir vom Papst höchstpersönlich einen selbst angefertigten Rosenkranz überreicht bekommen. Ohne weitere Kommunikation steigen wir in die Fahrzeuge. Als wir zurücksetzen, wünschen wir dem Grenzer, der in seiner Schildkrötengangart zurück zum warmen Grenzhäuschen trottet, alles, was ich hier lieber nicht aufzähle.

Es ist grau und nass, so ähnlich könnte man im Moment auch unsere Stimmung beschreiben. Noch genervt von der Einreise schreiben wir jetzt sogar die Schuld am schlechten Wetter dem Grenzbeamten zu. Wir wissen aus vielen

Erzählungen, teils sogar von Serben selbst, dass die Polizei überall lauert und gerne bei ausländischen Autofahrern abkassiert. Wir halten uns deshalb besonders genau an die vorgeschriebenen Geschwindigkeiten.

Mittlerweile ist es stockfinster, das Wetter immer noch so, wie man sich schlechte Tage in der Arktis vorstellt, und trotzdem beschließen wir, dieses Land auf jeden Fall heute noch zu verlassen. Zwar hätte uns Belgrad sehr interessiert, jedoch ist uns die Lust auf Sightseeing irgendwie vergangen. Zum Trost führt die Autobahn mitten durch die Stadt, auf beiden Seiten ragen große Gebäude hervor, so gewinnen wir wenigstens einen Eindruck. Es herrscht Weltuntergangswetter, es ist stürmisch, ein Mischmasch aus Regen und Schnee beschäftigt die Scheibenwischer, die Lichter der Hochhäuser spiegeln sich auf der nassen Straße. Da der Verkehr auch noch sehr dicht ist, wird das Fahren unter diesen Umständen ziemlich anstrengend. Wir reden im warmen Auto über unsere Vorstellungen von der sonnigen Südküste der Türkei, über den Zeitpunkt, an dem wir sämtliche Jacken und Pullover verschenken, stellen uns vor, wie wir gerade die dritte Familienpackung Sonnenmilch aufgebraucht haben und am Strand Fußball gegen Türken, Pakistanis, Inder oder wen auch immer spielen.

Zurück zum Winter. Kurz vor der bulgarischen Grenze müssen wir noch einmal tanken. Wir zahlen mit US-Dollar und werden das Gefühl nicht los, dass wir von den drei Tankwarts, die schön gereiht hinter der Kasse stehen, übers Ohr gehauen wurden. Es wird uns eine Rechnung präsentiert, die komplizierter zu sein scheint als die Abiturprüfung im Leistungskurs Mathematik. Schon bevor wir den Tankstutzen in unsere Autos steckten, zeigte die Zapfsäulenanzeige sieben Liter an, dazu rechnet er die US-Dollar in einem so abenteuerlichen Kurs in die einheimische Währung um, dass mir ganz schwindlig wird. Damit aber nicht genug: Dubiose Gebühren, die wohl je nach Wochentag wechseln, kommen auch noch zu der ohnehin schon überdimensionalen Rechnung dazu. Rammi jedoch hat aufgepasst und mitgerechnet. Nach einer Diskussion in einem Mix aus Deutsch, Englisch und Türkisch setzen wir uns dann schließlich durch – am Ende zahlen wir den Betrag, den *wir* für korrekt empfinden. Plötzlich freundlich, scheinbar etwas peinlich berührt, dass Rammi den Schwindel aufgedeckt hat, überreicht uns einer der Tankstellenmeister noch gratis drei Kalender mit Werbung ihrer Tankstelle auf der Rückseite, die jedoch gleich beim Abbiegen auf die Straße durch den Fahrtwind vom Armaturenbrett aus dem Fenster geweht werden – aus Versehen, versteht sich.

Die Autobahn ist schon seit Längerem zu Ende, wir fahren eine dicht befahrene, einspurige Landstraße entlang. Es gilt, die vielen Lastwagen zu überholen und bei der glatten, spiegelnden und kurvenreichen Straße auf der Fahrbahn zu bleiben. Aber wir wollen heute noch weg von hier, auf jeden Fall. Wir erreichen die Ausläufer der Rhodopen, die teilweise bis zu 1.800 Meter hochragen, und

singen dabei ein Loblied auf Daniel, der noch kurz vor der Abreise die Winterreifen ergattert hat. Ohne sie könnten wir diese Reise wohl jetzt schon beenden. Auf der Fahrt durch das Gebirge führt uns der Weg durch einige enge Tunnels, die verdammt knapp in den Fels geschlagen wurden und keine Beleuchtung haben. Die Trucks vor uns müssen millimetergenau rangieren, um aneinander vorbeizukommen. Wir kommen immer wieder in diesen Tunnels zum Stehen und schauen dem „Bleibt-der-Lastwagen-jetzt-hängen-oder-nicht-Spektakel“ gebannt zu. Nur Millimeter trennen die Trucks von den Felsen, die Fahrerhäuser berühren sich schon fast.

Wenige Kilometer nach dem letzten Tunnel erreichen wir – kurz vor Mitternacht – die Grenze zu Bulgarien. Die Frage ist nun, ob wir tatsächlich noch heute Nacht die Formalitäten hinter uns bringen. Es könnte ja schließlich mehrere Stunden dauern und so langsam wären Ruhe und ein nach hinten geklappter Sitz herzlich willkommen. Wir wagen es und nach kurzer Diskussion reisen wir mit – für serbische Verhältnisse – wenig Stress aus, schimpfen noch ein wenig über den Grenzbeamten und die Typen an der Tankstelle, sind aber im Grunde sehr zufrieden und stolz, ohne größere Zwischenfälle durchgekommen zu sein. Für diverse Abgaben an Polizei und Zoll hatten wir schon bei der Vorbereitung 250 Euro eingeplant, da wir immer wieder von Strafen für imaginäre Verkehrsverstöße gelesen und gehört hatten. Doch bis jetzt haben wir von unseren 250 Euro „Schmiergeld-und-Formalitäten-Beschleunigungsbudget“, wie wir es nennen, noch keinen Cent entnommen, wenn man von der serbischen Versicherung absieht. Als uns das heute Abend bewusst wird, klopfen wir alle drei ganz andächtig auf Holz.

Heute haben wir knapp 800 Kilometer zurückgelegt. Wir sind müde und erschöpft. Gleich nach der Abhandlung der Formalitäten stellen wir unsere Wagen im Niemandsland zwischen der serbischen und der bulgarischen Grenze ab und machen zur Feier des Tages eine Flasche Wein auf. Was für ein Tag, drei Länder durchquert und unserem Ziel schon wieder ein kleines Stück näher gekommen. Durch den Wein wird die Stimmung noch recht ausgelassen. Während Rammi nebenan im Auto schon in anderen Sphären schnarcht, leeren Daniel und ich noch die restliche Flasche und formulieren beschwipst den heutigen Tagebucheintrag.

Tag 3

07. Februar

Der Schlaf beschränkt sich leider auf wenige Stunden. Kurz vor sieben Uhr weckt uns ein Grenzbeamter auf serbisch-herbe Art. Wir sollen schnellstens Land gewinnen, sollen weg von hier. Ein hochrangiger Beamter komme zu Besuch an die Grenze und es solle „clean“ sein hier im Neutralgebiet. Also wollen wir den ungefähr 500 Meter langen Landstrich nicht mit unserer Anwesenheit beschmutzen und räumen auf, indem wir uns, noch halb schlafend, auf die bulgarische Grenzstation zubewegen. Die Sonne dringt leicht durch die Wolken, die Luft ist klirrend kalt und klar, die Fenster am Auto sind beschlagen, nur ein kleines mit der Hand freigemachtes Loch gibt Sicht. Doch diese Fläche reicht uns an diesem Morgen aus, die Augen sind sowieso noch halb geschlossen. Die Beamten geben Zeichen, aber ich verstehe das nicht. Der Zollbeamte sieht aus, als gäbe er Anleitung für Wassergymnastik. Obwohl Rammi hinter mir fährt, erkennt er den Sinn der Übung, er deutet die Gestiken wohl als Aufforderung zum Anhalten und Aussteigen. Ich mache es ihm nach. Doch so früh am Morgen kann man nicht an alles denken; ich vergesse, den Rückwärtsgang herauszunehmen. Nachdem ich ausgestiegen bin, fährt das Auto wie von Geisterhand gelenkt los, wird jedoch nach fünf Metern von unserem anderen Fahrzeug abrupt gebremst. Die Beamten, bis dahin ebenfalls sehr bewegungsarm hinter der Glasscheibe, springen auf und schauen mich an, als würde ich kleine Kinder zum Frühstück essen. Ich sehe mich schon beim Verhör mit Handschellen an einem Schreibtisch mit heller Lampe sitzen, doch Rammi und Daniel lachen und den Beamten bleibt nichts anderes übrig als auch etwas peinlich berührt zu grinsen. Jetzt wirken die beiden sogar etwas unsicher, sie wissen wohl nicht so ganz, was sie von uns halten sollen – aber das beruht schließlich auf Gegenseitigkeit. Die Fotos auf den Pässen werden besonders akkurat mit den originalen Köpfen verglichen. Ich versuche, genauso wie auf dem Bild zu schauen. Es gelingt mir offensichtlich – bald blättert er weiter, die Gesichtskontrolle dürfte somit wohl bestanden sein.

Es folgt die nächste Station, eine kleine Hütte, an der man die Autobahngebühr berappen muss. Zwanzig Euro pro Fahrzeug für die wohl schlechteste Autobahn der Welt.

Wir entdecken leider nach dem Bezahlen kleingeschrieben auf einem Schild, das an die Hütte genagelt ist: „Autobahngebühr 17 Euro“. Auch auf dem Beleg sind nur siebzehn Euro vermerkt, pro doofen Reisenden wie uns gehen also drei Euro als Taschengeld an die Zollbeamten. So kommt hier wohl das dreizehnte Monatsgehalt zu Stande. Die nächste Hütte verlangt drei Euro Desinfektions-

gebühr – pro Fahrzeug, versteht sich. Wir dürfen durch ein Becken mit tiefbrauner Flüssigkeit fahren. Anstatt „Desinfektionsbecken“ wäre der Begriff „Infektionsbecken“ wohl passender. Wiederum danach lesen wir in mehreren Sprachen: „Desinfektionsgebühr: 2 Euro“. Beleg gab es natürlich keinen. Das hätten wir jetzt aber wissen sollen – denken ist heute Morgen nicht gerade unsere Stärke!

Es herrscht mittlerweile schon reger Verkehr am Übergang. Durch das ständige Warten wird der Motor eines unserer Autos heiß, da der Lüfter nicht funktioniert. Bei minus zehn Grad Celsius stehen wir nun über eine halbe Stunde um das Auto und entlüften den Motor. Dazu verliert ein Reifen Luft und kaum fahren wir die fünfte Tankstelle an, hat diese auch einen Kompressor.

Die Bulgaren, denen wir begegnen, sind nicht direkt unfreundlich, aber doch sehr verhalten. Die Dörfer, die wir passieren, scheinen ihrer Zeit etwas hinterher zu sein. Man erkennt den Unterschied zu westeuropäischen Ländern spätestens dann deutlich, wenn man um die Ecke fährt und plötzlich stark abbremsen muss, weil ein Eselsgespann auf der „Autobahn“ unterwegs ist. Polizeistreifen halten uns hin und wieder auf, relativ wortkarg, aber freundlich, wollen nur unsere Papiere sehen und lassen uns dann wieder weiterziehen. Sophia, die Hauptstadt, scheint riesig zu sein. Die Millionenstadt mit den vielen gigantischen Häuserblocks aus den Zeiten des Sozialismus, den gegensätzlichen, fast dörflich wirkenden Hütten davor und dem regen Treiben auf den Straßen fasziniert uns sofort. Wir wollen noch eine Extrarunde drehen. Daniel schießt vom fahrenden Auto aus dem Schiebedach Bilder, die Szenen auf den Straßen Sophias sind so interessant, dass wir uns ein gutes Stück in den kleinen Straßen der Vororte verheddern. Viele Menschen sind unterwegs, unzählige Mofas und Autos, Lastwägen, die bei uns ein klarer Fall für den Schrotthändler wären, Handkarren und Eselsgespanne schieben sich durch die Gassen. Bunte Werbeschilder wechseln sich ab mit grauen und braunen Mauern, dazwischen Holz- und Stahlzäune. Nach gut dreißig Minuten beschließen wir umzudrehen. Wir nehmen den gleichen Weg zurück zur Hauptstraße, auf dem wir gekommen sind und steuern Richtung stadtauswärts. An einer roten Ampel geht plötzlich meine Fahrtür auf, ein Polizist macht mir auf englisch klar, dass wir irgend etwas angestellt haben, somit ein „big Problema“ hätten und dass wir mit ihm und seinem Kollegen auf das Revier kommen sollen. Was für ein Zufall – wir stehen direkt davor, die Polizeistation ist gleich neben uns. Wir lassen also unsere Autos einfach vor der Ampel stehen und gehen voller Verwunderung mit den Polizisten zur Wache. Der Beamte redet auf dem Weg kein Wort. Drinnen erfahren wir, dass Fotografieren in diesem Land verboten sei. Interessant, das wussten wir nicht. Es stehen also Preisverhandlungen über die Höhe der Strafe an. Dazu kommt, dass ich angeblich nicht angeschnallt gewesen sei. Sogar



Ende der Demoversion

Das vollständige eBook erhalten Sie bei

<http://www.beam-ebooks.de>